

## Invasion der Dämonen – Silke Scheuermanns Gedichtzyklus *Vogelflüge*

„L’air est peuplé d’oiseaux cruels et redoutables.“

Albert Camus: *Carnets I*, 1935-1942

Wahrscheinlich ist kein anderes Tier in der Lyrik aller Zeiten und Kulturen so häufig bedichtet worden wie der Vogel. Als dem Himmel und damit den Elementen Licht und Luft zugeordnete Wesen wurde Vögeln in vielen Mythen eine besondere Nähe zu den Göttern zugesprochen, in manchen Kulturen galten sie als Kämpfer gegen die Mächte der Finsternis, manche setzten sie gar mit der Sonne in eins. Einige von ihnen, darunter der Storch, stehen mythologisch in Zusammenhang mit Geburt und Leben. In unzähligen volkstümlichen Liedern stehen außerdem „Amsel, Drossel, Fink und Star“ als Boten des Frühlings für die Überwindung von unwirtlicher Kälte und für die Utopie des freien, sorgenlosen Fliegens. Zugleich jedoch sind Vögel, insbesondere Raben, Krähen und ähnlich finstere Exemplare der Gattung, ebenfalls seit Jahrtausenden, als Künder unheilvoller Ereignisse bekannt. Die niedlichen kleinen Genossen auf Spaziergängen durch Wald und Flur können sich unversehens in unheimliche, Angst einflößende Wesen verwandeln, denen der Mensch schutzlos ausgeliefert ist. Niemand hat diese monströse Seite der Vögel eindrucksvoller in Szene gesetzt als Alfred Hitchcock in *The Birds*.

Auch in der deutschsprachigen Lyrik der Moderne sind Vögel in mannigfaltiger Gestalt und Rolle in Erscheinung getreten: Rilke war fasziniert von den exquisiten Papageien „mit kostbaren Schnäbeln aus Jaspis und Jade“ im *Jardin des Plantes* in Paris und lud sie mit poetologischer Bedeutung auf (*Papageien-Park*); Gertrud Kolmars Gedichte kreisen um geächtete Vögel wie Geier und Krähen, mit denen sich die Dichterin solidarisiert: „Ich will den Tag verbringen in den Feldern,/ Will lächerlich wie jene Scheuche stehn;/ Die großen Vögel möchten aus den Wäldern / Auch so auf mein Gewand herniederwehn“ (*Die Krähen*); Else Lasker-Schüler projiziert ihre unerfüllbare Sehnsucht nach Heimat auf die Zugvögel: „Immer möcht ich auffliegen,/ Mit den Zugvögeln fort;/ Buntatmen mit den Winden/ In der großen Luft.“ (*Ein Lied*); bei Ingeborg Bachmann ist der Vogel in der „verheerten Welt“ als Einziger in unverbrüchlicher Treue der Dichterin verbunden: Er ist ihr „eisgrauer Schultergenöß“, seine Feder ihre „einzige

Waffe“ (*Mein Vogel*); Günter Grass, Autor und bildender Künstler, hat Vögel häufig gestaltet und sich ihnen bereits früh auch als Lyriker zugewandt. In seinem ersten Gedichtband preist er die *Vorzüge der Windhühner*, Geschöpfe der poetischen Einbildungskraft, die auf ihrer „Stange aus Zugluft sitzen“, die „harten Traumrinden nicht verschmähen“ und – Glück des Dichters – „zahllos sind und sich ständig vermehren“. Sarah Kirschs spröde lyrische Landschaften sind von Amseln, Lerchen, Elstern, Milanen und Meergänsen bevölkert, Vögel, die die Dichterin jeden Tag in der menschenleeren Abgeschiedenheit ihrer holsteinischen Wahlheimat beobachten konnte.

Angesichts einer solch langen Reihe mächtiger, manchmal übermächtiger Vordichter mag es fast ein wenig erstaunen, dass sich jüngere Generationen nicht dezidiert von diesem uralten, noch dazu mit schwerer symbolischer Fracht beladenen Thema abwenden. Kann man heute noch Gedichte über Vögel schreiben, ohne längst Bekanntes zu wiederholen? Wie soll man es angehen, ohne einen Abklatsch längst kanonisch gewordener Klassiker zu produzieren? Silke Scheuermann hat sich der Aufgabe ohne jede Scheu gestellt: in einem Zyklus von fünfzehn Gedichten mit dem schlichten Titel *Vogel Flüge*. Was sie in diesem Zyklus präsentiert, sind keineswegs beschauliche Vogelstudien in Lyrikform, vielmehr wird der Leser Zeuge einer wahren Heimsuchung, einer unheimlichen Invasion der Vogel-Dämonen in die banale Gegenwart unserer Großstädte.

Die 1973 in Karlsruhe geborene und heute in Offenbach lebende Lyrikerin und Erzählerin Silke Scheuermann ist in der jungen deutschen Literaturszene längst keine Unbekannte mehr. Ihre Werke wurden vielfach ausgezeichnet, ihre Romane in mehrere Sprachen übersetzt. Bereits ihr Erstling, der Gedichtband *Der Tag, an dem die Möwen zweistimmig sangen* (2001), für den sie den renommierten *Leonce-und-Lena-Preis* erhielt, zeugt von einer besonderen Affinität zu Vögeln, der Zyklus *Vogel Flüge* (2008) bekräftigt dieses lyrische Interesse nachdrücklich. Wenn es schon mutig ist, sich als Lyriker heute noch Vögeln zuzuwenden, so darf man es als kühn bezeichnen, dies auch noch in Form von Sonetten zu tun und diese – hier wandelt sich Kühnheit fast in Übermut – zusammenzuflechten zur formal strengsten aller Zyklusformen: dem Sonettenkranz. Der Sonettenkranz, auch Corona genannt, besteht traditionell aus fünfzehn Sonetten mit gleichem Reimschema und Metrum, wobei der letzte Vers des ersten Sonetts den ersten Vers des zweiten Sonetts, der letzte des zweiten den ersten des dritten und sofort bis zum vierzehnten Sonett, dessen letzter Vers wiederum dem ersten des ersten Gedichts

entspricht; das fünfzehnte Sonett schließlich, das sogenannte „Meistersonett“, besteht aus den vierzehn Anfangsversen der vorausgegangenen Sonette. Scheuermann nimmt sich allerdings die Freiheit, auf den Alexandriner zu verzichten: Die Verse differieren in der Länge erheblich und umfassen manchmal nur ein einziges Wort. Beim Reimschema erlaubt sich die Dichterin dagegen nur geringfügige Abweichungen vom klassischen Modell.

Silke Scheuermanns Zyklus beginnt mit dem unvermuteten Auftauchen unzähliger Vögel, vertrauter wie exotischer, in den Straßen einer ganz normalen Stadt: „Im Stadtpark habe ich Falken gesehn,/ verirrte Vögel in den Rathausgängen,/ und Strauße, mächtig, flugunfähig, drängen/ sich, um ins Einkaufszentrum zu gehn“ (I). Das weibliche Sprecher-Ich der Gedichte fühlt sich an alte Mythen erinnert und staunt ob des unerwarteten Erscheinens dieser rätselhaften Wesen in einer ganz und gar atheistischen Welt: „Es gibt keinen Gott und sie sind seine Propheten? [...] Diese Vögel – wer hat die geschickt?/ Wir kamen bestens ohne sie aus.“ (I) Vögel aller Arten – Eisvögel, Kolibris, Flamingos, Pfauen, Wasserfasane, Spechte, Eichelhäher, Eulen, Habichte, Schwalben, Spatzen, Stare – „besetzen“ (II) die Stadt und versetzen die Menschen in einen Horrorzustand, der ganz explizit als Film-Zitat markiert wird: „*die sind wie Hitchcock in Bunt*“ (III). Die Sprecherin ist angesichts dieser wahrhaft alttestamentarischen Vogelplage nicht weniger beunruhigt als alle anderen Bewohner der Stadt: „[H]ohlknochig, leicht wie Gespenster“ (II) sind die Vögel, einige haben „Nachtgesichter“ (II), andere sind „hellwache Geister“ (II). Was sie vor allem unheimlich macht, ist ihr „wissender“ Blick aus „Augen ohne Iris“ (II), der alle Gewissheiten der Menschen als fragil, ja illusionär entlarvt.

Auch wenn dem Ich die Sprache der Vögel fremd ist – „so wenig wie den Tod können wir all diese Vögel verstehn“ (III) –, scheint es deren Anklage zu hören: Sie „behaupten, dass wir niemals jene waren, die wir hätten sein sollen“ (IV). Die „Vogel-Dämonen“ (V) bringen durch ihr schieres Auftauchen alle Fundamente menschlicher Existenz in Wanken und lassen nur diese eine Wahrheit gelten: „Wir können uns nicht in Sicherheit wissen.“ (IV) Sie konfrontieren das Ich nicht nur mit trügerischen Gewissheiten, sondern letztlich mit seiner Sterblichkeit: „Flache Steine in Gottes Hand,/ geschleudert über das glatte Meer,/ hüpfen zwei, drei Mal über die salzige Wand/ sind zu schwer.“ (VI) Schutz anbietend und zugleich Schutz suchend wendet sich die Sprecherin an ein Du und fordert es auf, an seiner Seite gegen die Vögel zu kämpfen: „Da sind nur wir, wir zwei – / wir wissen, dass wir siegen müssen“ (VI), siegen in „diesem Kartenspiel, diesem

Vogelquartett“ (VII), in dem es nicht mehr um guten oder schlechten „Punktstand“ (VII) geht, sondern um „[u]nsere Leben“ selbst: Was sind „Geld, Pass, Besitz“ (VIII) noch wert? Die beiden Liebenden beschließen, „diese Sachen“ nunmehr „fürs Erste für unnütz“ (VIII) zu halten, „Mitleid und Scham“ dagegen für „nötig um der Zukunft willen“ (IX). Angesichts toter Enten und Knochen am Straßenrand werden die Großspurigen unter den Zeitgenossen aufgefordert zu „schweigen“ und zu „hoffen, der blauschillernde Eisvogel/ werde Gnade zeigen.“ (IX)

„Erklären wir uns irgendwann die Invasion?“ (IX), fragt die Sprecherin zaghaft ihr Gegenüber. Dabei scheint nicht einmal klar zu sein, ob diese Invasion sich draußen oder im eigenen Inneren abspielt: „Die Tiere, // denen wir begegnet sind – / haben wir sie geboren?“ (X) Im zehnten Sonett wird offenbar, was sich im siebten und achten schon angekündigt hatte: dass das weibliche Ich und das männliche Du getrennte Wege werden gehen müssen. Das Du will das „Märchen ohne Regeln“ (X) beenden, es erlebt den Kampf als einen aussichtslosen „Krieg“ (XI), den die Vögel längst für sich entschieden haben. Die Sprecherin jedoch zieht andere Konsequenzen aus der Situation. Die physische Überlegenheit und Unabhängigkeit der Vögel übt eine quasi-erotische Faszination auf sie aus: „Ihr Sieg// ist wie ihr wahrer Körper, einer,/ der sich gegen andre Wünsche wehrt./ Sie überlebten unversehrt“ (XI). Fast unmerklich verändert sich die Position des weiblichen Ichs, bis schließlich der Falke, der Vogel des Krieges, auf ihrer Schulter (XI) die Wende im Geschehen symbolisch ankündigt. Das Ich wird zur Überläuferin: „Wir sind ihre Beute;/ gestern und heute/ habe ich mich gewehrt. Morgen leiste ich den Eid// und werde Vogel-Frau.“ (XII) Diese Entscheidung bedeutet die endgültige Trennung vom Geliebten, und die Verwandlung hat, wie im Zaubermärchen, zur Folge, dass der Andere die einstige Geliebte nicht mehr wiedererkennt: „Ich bin ein Habicht, Eichelhäher, bunter Specht./ Erkennst mich nicht mehr, wenn ich Singen übe, es ist recht,/ es ist vorbei.“ (XIV) Was im Sommer begonnen hat, „harmlos, wie die großen Plagen alle“ (XIV), endet in der winterlich „verschneiten“ (XIV) Stadt mit einem Liebesabschied in Indifferenz: „Liebe vergeht. Jemand lacht. Jemand weint./ Irgendwann werden die Vögel fortfliegen,/ und dir bleibt – die Erinnerung an ihr Lied. Alle Schönheit.“ (XIII) Am Ende spricht das Ich aus der Retrospektive und rechtfertigt sein radikales Handeln: „Ich musste zuletzt aus dem Fenster springen und fliegen./ Sonst hättest du nie geglaubt, dass sie da sind.“ (XIV)

Der Leser bleibt irritiert zurück: Waren die Vögel je da? Und wenn ja, in wessen Realität? Was ist dieser Zyklus eigentlich? Ein Hitchcock-Remake, in die Realität unserer

postmodernen Einkaufsstädte verlegt? Eine apokalyptische Vision vom Zusammenbruch unserer Zivilisation? Eine Fantasy-Mythe vom Kampf der Guten gegen die Mächte des Bösen? Ein psychoanalytisch zu deutendes Märchen über Stagnation und Veränderung durch Verwandlung? Eine Parabel über die Unmöglichkeit des Einander-Verstehens in der Liebe? Eine Geschichte über „ver-rückte“ Wahrnehmung und die Flucht in eine Welt, die nur im eigenen Wahn existiert? Vielleicht alle diese Geschichten zugleich? Silke Scheuermanns Vogel-Dämonen besetzen am Ende auch den Kopf des Lesers, der sie so schnell nicht wieder los wird.

Erschienen in: Mixed Zone. Chronique de littérature internationale. Numéro hors série en hommage de Christine Pagnouille. ULg, 7 novembre 2014. PDF der Zeitung verfügbar unter: URL: [http://culture.ulg.ac.be/jcms/c\\_1799946/fr/mixed-zone-special-christine-pagnouille](http://culture.ulg.ac.be/jcms/c_1799946/fr/mixed-zone-special-christine-pagnouille)